

Jugend-Vorwärts

Nummer 9 / Sonnabend, den 14. Oktober 1922

Der „Jugend-Vorwärts“ ist ein Diskussionsorgan der Arbeiter-Jugend und der Jungsozialisten. Es können hier gelegentlich auch Meinungen zum Ausdruck kommen, die dem Standpunkt der Partei nicht vollkommen entsprechen. Die Redaktion trägt daher für den Inhalt dieser Beilage nur die pfehlgeheuliche Verantwortung. Redaktion des „Vorwärts“.

Jungsozialistischer Führertag.

Von Fiddler am Steen.

Der Führertag der Jungsozialisten vom 1. Oktober nahm einen überraschend angenehmen, man möchte fast sagen: vornehmen Verlauf. Jedenfalls war es wieder einmal anders gekommen, als man vorher gedacht hatte. Die Wetterprognose stand auf „Sturm“. Teils dieserhalb, teils außerdem; es waren Spannungen, Gegensätze, Richtungen, Gruppen in Masse vertreten, von den diversen „Weltanschauungen“ zu schweigen — man durfte billigerweise ein halbes Duzend Haarigkeiten erwarten. Es waren ihrer gar viele, die es unter dem Kopf von Karl Bröger nicht tun wollten, andere hatten sich den Rückfall mit Problemen vollgeprobt, die sie nicht ungedrückt wieder von hinten bringen wollten, und Resolutionen, Resolutionsentwürfe — aber es kam ganz anders. Vielleicht trug der Raum dazu bei, auf dem Tisch des Reichstagsssaales geht es nun mal nur mit Reisetretter, die höfliche Musik dämpft zu schrillen Tönen, der Geist der Toleranz schwebt über dem belebten Geschehen. Vielleicht lag es auch daran, daß ein Teil der Gemüter zu überspannt war, so plachte die prinzipiell gedachte Bombe schon im Geschäftsordnungsmäßigen — und hatte keine Nachfolgerin. Westphal bekam die Leitung und seine blonde Ruhe herrschte über den Wassern, es siedete, brauste und zischte nicht mehr. Bei manchen sprach zu leidenschaftlichen, wie immer, aber er hatte seine Sache in Ordnung, der kühle Organisator, der Verwaltungsmann, der Dämpfer. Man merkte auch keine „Richtung“, aber er blieb passiv, regte sich nicht auf, würdige Gründe und Gegengründe: geschäftig konservativ.

In der Hauptsache ging es um Karl Bröger und um die „Jungsozialistischen Blätter“. Kaum einer, der mit der Zeitschrift zufrieden war. Trotzdem hatte Bröger einen leichten Stand, er brauchte nur zu sagen: „Wenn einer mit der Zeitschrift unzufrieden ist, bin ich es. Aber auf mich kommt es nicht an, ich bin nur der Schriftleiter; nicht von mir, sondern von euch Jungsozialisten und eurer geistigen Kraft sollen die Blätter Zeugnis geben und das haben sie getan; nicht mehr und nicht weniger. Wenn ihr über das Bild unzufrieden seid, das euch der Spiegel bietet, so klopft an die eigene Brust und schämt nicht den, der den Spiegel hält.“ Das wurde denn auch eingelesen und Bröger kam aus dem Schuffeide. „Ja“, wurde gesagt, die „Jungsozialistischen Blätter“ dürfen kein Klärungs- und Ausspracheorgan mehr sein, sondern müssen mehr wissenschaftlich, mehr Bildungsblatt werden.“ Diesen Tod hinterherum aber wollten die „Jungsozialistischen Blätter“ nicht sterben, es war zu leicht nachzuweisen, daß man sich, will man jene Bildung auf 16 Seiten monatlich rationalisieren, ebensogut ein Haarschneidmesser in die Jefuslöcher werden kann. Die „Blätter“ hatten und haben nur Sinn, wenn sie Tribüne des ringenden Geistes unserer Bewegung bleiben — wie der beschaffen ist, bleibt eine andere Frage. Darüber wurden viele und nicht wenig geschickte Worte gewechselt; inzwischen taten junge Genossen eine Tat und sammelten für die „Blätter“ Geld ein; es wurde tapfer gegeben und so wurde die finanzielle Frage des nächsten Vierteljahres im wahrsten Sinne des Wortes „aus dem Handequent“ gelöst. Bröger sammelte hundert Anregungen in die Scheuer seiner zukünftigen Weiterherausgeber; auch die Wahlen kamen schnell und kameradschaftlich zum Ende. Zum Schluß sprach Westphal, wie ich ihn selten reden hörte; es wurde uns wohl und warm dabei ums Herz.

Selbst für den kritischen und unpathetischen Beobachter bleibt folgendes Ergebnis: der Jungsozialismus ist eine geistige Einheit, trotz aller „Gegensätze“, die meist nur Folge der Temperamente sind; er ruht auf einer Art junger Menschen, die sowohl ihrer Erscheinung als auch ihrem Bewußtsein und ihrer Vitalität nach durchaus geeignet ist, Herr über die aus der Zukunft herandrängenden schweren Aufgaben zu werden. Und darauf kommt es an. Frei Heil!

„Res publica“.

Von Walter Spengler.

Unser Begriff Republik ist eine Ableitung vom römischen res publica und heißt: die gemeinsame Sache. Wir haben eine Republik. Ist sie eine gemeinsame Sache? Wenn es nur auf die Form anläßt, möchte's leidlich schmerzen. Es kommt aber auf mehr an, und dieses Mehr ist der Inhalt.

Wenn das Leben und Treiben unserer Tage an uns vorüberzieht, dann bietet sich dem Betrachter zunächst ein Bild der Würdelosigkeit, der Demoralisation. Schieber, Bucherer, Demagogen beherrschen das Feld, Industriekapitane und Junker halten die Hand an die Kehle des deutschen Volkes, jeden Augenblick bereit, zuzudrücken. Auf der anderen Seite die arbeitenden Massen. Der Verstand entgegenfahrend, hilflos, fatalistisch und nur zuweilen ein dumpfer Aufschrei. Ihre Führe, von edlem Willen beseelt, dennoch nicht in der Lage, den rettenden Weg zu zeigen.

Wenn das der Inhalt unserer Republik sein soll, dann graut uns vor dem eigenen Werk. Es gibt Kreise, die uns dieses Bild des Trends und des Verfalls, an dem sie bestimmt nicht die wenigste Schuld tragen, immer wieder als das Produkt der Staatsform Republik aufzudecken wollen. Wohlgemerkt, diese Kreise sind nicht so dumm, daß sie die Zusammenhänge nicht begriffen, sondern sie verfolgen damit einen klaren politischen Zweck: Tod der Republik! Weg mit res publica der Staat sei nicht gemeinsame Sache, sondern Sache einiger Interessenten, Versorgungsanstalt für die Söhne der ewig Gefügigen. Sind wir uns darüber klar, diese Notation, diese gerade in der Gegenwart so gefährlichen Wahnvorstellungen sollen nicht auf unfruchtbaren Boden, wir können an ihnen zugrunde gehen: Es kommt alles darauf an, daß wir die Kraft und den Mut besitzen, aus uns heraus der Republik Inhalt zu geben. Wir, die Arbeiter, und vornehmlich die Jugend.

Wir haben eine starke Jugendbewegung. Sie war einmal hoffnungsvoller als heute, aber sie kann eine Keimzelle sein, aus der wirklich Neues kommt. Allerdings muß sie dann vieles, was sie heute für wesentlich hält, sein lassen und wird sehr viel hinzulernen. Sie muß begreifen, daß Ausdrucksformen eben nicht mehr sind als Ausdruck. Die Sache wird fatal, wenn man nichts auszubilden hat. Die Richtung der Jugendbewegung ist eine pädagogische. Es handelt sich also darum, wie diese Erziehung sein soll. Und es ist kein Zweifel, daß das spontane Ideal heute wieder mehr Bedeutung erlangt hat, als die meisten ahnen und wissen. Wir brauchen Menschen, die schaffensfreudig, einfach, hart und unbeeinträchtigt sind. Die Sache mit dem wesentlichen Menschen muß aufgegeben werden. Wesentlich wird man, wenn man etwas Wesentliches ge-

schaffen hat. Das Werk, die Sache macht die Persönlichkeit. Hier liegt auch der Gedanke der Gemeinschaft. Auch sie wird durch Kampf, durch Arbeit für eine gemeinsame Sache. Leuchtendes Beispiel ist immer wieder die Kameradschaft im Felde, sind die Forscherexpeditionen usw. Zu dieser gemeinsamen Art gehört aber, daß man sich auch wirklich anstrengt, seine Kenntnisse zu erweitern, damit man aus den Geschehnissen sofort das Entscheidende herausfindet, d. h. in der Lage ist, den Sinn der Dinge zu begreifen. Es ist sehr laut, wenn Jugend sich damit entschuldigt, daß sie ein Produkt ihrer Verhältnisse sei.

Was hat das mit dem Inhalt der Republik zu tun? Wir werden sehen.

Die Republik ist nicht von den Arbeitern gemacht worden, aber als sie da war, wurde sie von ihnen gehalten und geschützt, wenn auch nicht nur von den Sozialisten allein. Sie werden ihr auch Inhalt zu geben haben. Die große Masse hat vor allem die Aufgabe, aus sich heraus Menschen zu schaffen, die einmal bestimmend sind: Führer. Was die Masse selbst kann, das ist: Format und Haltung haben.

In unser Volk muß etwas hinein von der Selbstsicherheit des Engländers. Jeder einzelne muß die Freuden und Leiden des Staates selbst mitempfunden und sich dafür irgendwie mitverantwortlich fühlen. Es sollen hier einige Worte Goethes aus seinen Gesprächen mit Eckermann stehen. Goethe bewundert den Stolz und die Selbstsicherheit der Engländer, worauf ihm Eckermann erwidert: „Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer geistlicher, geistreicher, unterrichteter sind und von Herzen vornehmer wären als andere Leute auch.“ Darauf Goethe, und nun kommt das, worauf ich hinaus will: „In solchen Dingen, mein Bester, liegt es nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichtum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schieflagen, sondern wie sie auch sind, es sind immer komplette Menschen. Auch konplizierte Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Waage der Natur immer einiges Gewicht. Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beizohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie von ab in der Familie als in den Unterrichtsstunden mit weit größerer Achtung behandelt werden und eine weit glücklichere Entwicklung nehmen als bei uns Deutschen.“

Wir müssen auch, selbst auf die Gefahr hin, in den eigenen Reihen mißverstanden zu werden, wieder etwas auf uns als Deutsche halten. Dazu gehört auch der Mut, immer dort, wo der deutsche Name befehligt wird, für ihn einzutreten. —

Es sind keine Tagelöhner, die zurückgelegt worden sind, wenn wir das Besagte beherzigen, aber Schritte nach vorwärts sind es bestimmt.

Utopistische Pädagogik.

Von Herbert Heiland.

Wynken hat auf der Reichshulkonferenz die optimistischen Worte gesprochen: „Hier ist der Ort, an dem die alte Schule zu Grabe getragen wird.“ Aber die bürgerliche Gesellschaft hat ihn gebrandmarkt, ihn, den Utopisten. Denn was war er anderes? Die sozialen Utopisten der Vergangenheit wendeten sich hinführend an das Bürgertum selbst. Fourier hat bis an sein Lebendes auf den „Kandioten“ gemauert, der ihm die Mittel zum Bau eines Versuchspalastiums zur Verfügung stellen sollte. Auch Wynkens Versuchsschule in Waidersdorf war ein kapitalistisches Unternehmen und war ein Experiment. Trotzdem kann Wynkens Versuch, pädagogische Erkenntnisse auf ihre praktische Wertbarkeit zu prüfen, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und Wynkens Utopie? Man müsse, sagt er, die Jugend herausnehmen aus ihrer schlechten Umgebung, sie trennen von der für künftiges, reines Menschentum unrettbar verlorenen Generation der Alten, sie in einsamer, einfach-natürlicher Umwelt erziehen.

Aber es ist ein fundamentaler Irrtum, anzunehmen, daß eine Umgestaltung „des“ Menschens und nicht weiter vorantritt, daß der Geist, die Idee Ursprung und Triebkraft aller Bewegung und Entwicklung sei; es ist das, was wir das Freideutschtum Wynkens nennen wollen. Und der damit verbundene Gedanke, daß die Jugend im Alter den Feind zu sehen habe. Eine solche Differenzierung nach Jahren und Gemütsstellungen kennt die Arbeiterklasse nicht. Wynken ist der Schöpfer des Begriffs „Jugendkultur“. Er hat mit größter Schärfe das Recht der Jugend auf sich selbst und auf eigene Lebensgestaltung proklamiert. Das ist eine Auffassung, die mehr und mehr Anerkennung gewinnt: die Jugend ist nicht nur Vorbereitung auf das Frauen- oder Mannesalter, sondern ein Zeitraum im Leben des Menschen mit eigenen Lebensgesetzen und eigenen Forderungen. Die Erziehung soll also auch nicht nur in Hinblick auf einen späteren durch andere Gesetze bestimmten Lebenszeitraum gestaltet werden. Freilich hat das Wort „Jugendkultur“ auch manchen Wirtarr angerichtet. Sonst gäbe es nicht soziale Alte, die allen Ernstes an ihr jugendliches Herz glauben. —

Die Radikalführer Straßammer hat in diesen Tagen Wynken abermals, wie im vorigen Jahre, zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Es scheint also, daß unsere „moralische“ Gesellschaft den Verfehlten nicht mehr rehabilitieren wird. Und Wynken legt wohl selbst keinen Wert darauf. „Wir mag miterfahren, was da will. . . Tragisch ist für mich nur das, daß Verrat aus den Reihen der Jugend selbst. . . den Dolch stülte gegen den, der sein Leben der Jugend geschenkt und anvertraut hatte.“ Die Jugend selbst möge die Tat sühnen; eine Bewegung möge in ihr aufflammen, die nicht eher ruht, als bis sie gestiftet, als bis sie erreicht hat, daß niemals wieder solche Erniedrigung und Schändung des Erbes möglich ist.“

Die junge Generation der Arbeiterklasse hat nichts zu sühnen. Und die kommende Pädagogik geht andere Wege. Eines aber ist zu beachten. Die Person Wynkens ist den Reaktionen herzlich gleichgültig. Mit ihm gebend man den Gedanken der Schulreform in Deutschland überhaupt totzuschlagen. Und dieser Umstand ruft uns auf den Plan. Nicht für Wynken, aber gegen die Schulreaktion!

Abschied von der Jugend.

Von E. E. E.

Da, es ist kein Zweifel! Was mich vor einiger Zeit in blühartiger Ahnung überfiel, wird mehr und mehr wahr. Es heißt: Abschiednehmen von der Jugend. Abschied vom holdsten Traum, der uns Menschen zu träumen vergönnt ist.

Was waren das für Jahre: Zwischen achtzehn und zwieundzwanzig! Ist es möglich sie zu schildern? Den Reiz der durch selbstgewählte Beschränkung im Raum gehaltenen Ungebundenheit, die herrliche Sozialität, die edle Aufwallung, die großen Menschheitsziele, die selbstlose Hingabe! Wo wird sich jemals wieder ein Freundeskreis zusammenfinden, gleich jenem, der uns Jünglinge und

Mädchen umschloß: Einer dem anderen unbedingt vertrauend, Freude und Lächeln beim Begegnen, übermäßige Ausgelassenheit, neidloses Streben mit und nebeneinander. Buben und Mädels in ehrlicher Kameradschaft zusammen. Ohne Arg, ohne störendes Beiwerk. Kein Alkohol, keine Zigarette, keine heimlichen Wize. Und doch voll jubelnder Lebensfreude, voll tollster Ausschweiflichkeit.

Welche Begeisterung für die Kunst, für die Literatur! Wie saßen sie da und lasen mit feurigem Ausdruck und nachhelfender Geberde die „Räuber“, den „Wallenstein“ und mit erstem Verstehen, mehr Ihnen noch, Iffens Gesellschaftsdramen. Welche Liebe zur Natur! Haben Berge und Täler je wieder so frische, kräftige Wanderer gesehen? Ohne Zuspätschieben und ohne rote Halsstücher und all den Firlefanz, mit dem ein verfliegener Sport dieses edelste Vergnügen umgibt. Und die Stadt! Wie gern wandelten wir nachts nach den gemeinsamen Zusammenkünften durch die Straßen, in die das Mondlicht phantastische Schatten warf. War ich des Nachts die fünf Treppen zu meiner Mansarde hinaufgeturnt, dann lag ich vor dem Schloßfenster einige Minuten am Fensterchen. Das war über alle Mäßen schön. Oft wurde dieser nächtliche Blick aus dem Mansardenfensterchen letzter Ausklang harmonischer Abende, angefüllt mit dem Schwarzem jugendlichen Ideenreichtums, innigster Verbrüderung von Freund zu Freund.

In breitem Strom fließen unsere offenen Hirnen und Herzen die Ideale der Arbeiterbewegung zu. In uneigennützigem Streben, das noch nichts wußte von reiner Zwecksetzung, in tiefer Hingebetheit, die dem edlen Ziele geweiht war, so reisten wir dem Kampf der Männer und Frauen des arbeitenden Volkes entgegen.

Im Flug ging der Arbeitstag vorüber. Der Abend, die gemeinsamen Stunden oder auch das einfache Studium in der Mansarde brachten erst lebendige Bewegung des jugendlichen Geistes. So reich waren wir alle! Nie wieder habe ich mich so reich gefühlt.

Das war alles Profetiarjungend. Ueber die reichlich noch nicht die Kriegsurie dahingebrocht war.

Log nicht in jenen Jahren auch die „Tippel-Zeit“? Vene Wochen vollkommener Freiheit, weitgehender Selbstbestimmung, wie sie wohl das Leben nie wieder bietet? Der Reiz, blühend und leuchtend zuerst, beruht und mit harter Fron beladen später, das Kohlenbott, die riesenhafte Industrie Rheinlands-Westfalens, die weite Ebene des westfälischen Westfalen, Holland, Belgien, Frankreich, Schweiz, Dänemark, Schweden. Und nicht zuletzt das schöne deutsche Land. Ein Epos von jugendlichem Schauen und Erklären, von Bemühen und Kohldompschiebern, von holländisch-belgischen Kirchen und Rathhäusern in sein allierter Gott mit Glodenspielen, von französischen Kathedralen und Weinbauern, die dem im Sonnenbrand dahinjagenden Wanderer fühlten Wein der Liebe bieten. Noch nichts von „Vogel“. Noch überall gutmütige Menschlichkeit. So die seinen holländischen Genossen in Amsterdam, die erstaunt über die Unternehmungslust des eben Ausgeleiteten, ihm mit aller Freundlichkeit umgeben. So das alte Ehepaar in der belgischen Provinz Limburg, das dem durchdrängten Tippelbruder Oddach bietet, ihn bewirtet mit bestem Zutraulichkeit, daß ihm ardentisch warm ums Herz wird, und ihm zuletzt noch seinen Kussack vollstopft mit Kuchen und guten Sachen. (Weil nämlich gerade Kirchweih war.) So die Kollegen alle, die in lebenswürdiger Hilfsbereitschaft dem jungen deutschen Handwerksburschen zur Hand gingen. Auch so jene prächtigen wallonischen Bergarbeiter, die den fremden Genossen hochleben ließen, begeistert die Internationale sangen (die sie hinreißender singen als wir Deutschen) und nicht aufhörten, mich ihrer Sympathie, ihrer internationalen Solidarität zu versichern. Herrlichste Einjamkeit der schweigenden, schwarzblauen Wälder Schwedens, der stillen Seen. Stundenlang kein Haus, kein Mensch. Ganz allein mit mir und Gott. Und das Meer und die Sonne!

Doch dem kühnen Wanderer ist ein Ziel gesetzt. Ritten im Rausch des Erlebens saßt ich ein Gefühl an, wie er es ähnlich nie empfunden hatte. Ja, es ist Heimweh. Heimweh nach dem Städtchen, das seine Kindheit umschloß. Heimweh nach der Stadt, die seine erwachende Jugend umfing, wo die Freunde ihn erwarteten. O seliges Gefühl! Wie erstaunt. Wie unerwartet. Heimweh! Heimgekommen ging er dann die alten Wege, die der Knabe fast täglich zu gehen hatte. Ja, was war da vorgegangen? Wer das derselbe Weg, derselbe Wald, die gleichen Wiesen und Gärten? War das je so schön gewesen? Hatten je so heilig die Bäume geschlagen und das Auge geblinzelt? War je so heimlich-innige Freude ins Herz gezogen beim Schreiten auf diesem Pfad? Da wurde es dem Heimgekehrten klar: Die Fremde mit all ihren Herrlichkeiten hatte nicht vermocht, ihn blind für die Schönheit der Heimat zu machen. Nein: sie hatte ihm erst die Augen geöffnet für den Boden, dem er entsprossen.

Und dann: die schöne Zeit der jungen Liebe. Gibt es überhaupt Worte dafür. Kann man, soll man das beschreiben, was als holdste Erinnerung tief im Herzen eingedrungen ist. O Schönheit! O Jugend! O selbsteigentliches Entzücken! Wie leicht der Schritt, der uns dem geliebten Mädchen näher bringt; wie bang das Herz, wenn die verabschiedete Zeit vergangen und sie nicht erschienen ist. In die tiefsten Gründe tragischer Bewicklung stürzt sich da das junge Herz. Und lächelt unter Tränen, seltsam, wenn nach Hause gekommen, ein Brieflein von ihr da liegt. Ihr Bäume im Frühlingssgarten, ihr Ströchen und Wälder, ihr Wälder und Berge und Täler, und ihr Wälder. Ihr seid Zeugen der gemeldeten Stunden, da das junge Liebespaar Hand in Hand, Seele in Seele wandelte auf den Fluren selbstgebaute Zukunft. Der Händedruck, der Blick der Augen, der erste Kuß! Wie zag noch, wie verschämt. Und doch: wie glücklich. Abseits aller vergebenden Wünsche, in Licht gebadet, in Freude und Stolz genährt. Nie wieder wird das sein!

Ja, es ist wahr: Es ist aus mit der Jugend. Es heißt Abschiednehmen endgültig, für immer.

War es nicht schon längst aus? Hat nicht das Herausziehen des Kriessumwelters alles mit rauhem Getöse zerrissen? Zerstört die liebliche Idylle, der es gleichwohl nicht an heldenhaften Tugenden fehlte? Der Krieg brachte in den gleichzeitigen Chor der Freunde die Dissonanzen. Er brachte frühzeitig die Jugend zum Abschied, entwickelte schneller als sonst die selbständigen Anlagen und Triebe, die den einen vom anderen schieben. Die Jugend entstellte und nahm mit sich das Band, das uns alle umschlang.

Einige der Freunde sind tot. Und wir, die Ueberlebenden? Sollen wir uns glücklich preisen? Das „Ja“ will nur schwer von den Lippen. Gemüß haben wir Ereignisse vom weltgeschichtlichen Größe erlebt. Großartige Veränderungen in Staat und Gesellschaft, die noch ununterbrochen andauern. In den Hoffnungen der Jugend gemessen überwältigend. Aber auch wieviel Trübes, wieviel gebrochene Herzen und kummervolle Gemüter, wieviel Jammer und Abend sieht diese Zeit. Das Leben so hart und schwer. Es frißt Zeit und Geist und Frohsinn. Immer seltener werden die Erhebungen des Gemütes, immer färglicher fließt die Quelle innerer Begeisterung. Der Kampf ums Dasein zermalmt den Menschen. Das große Sterben der alten Leute, der Witwen und Waisen, der verarmten Armen: O, es ist entsetzlich. Tag für Tag empfängt das Herz blutige Stiche. Verzweiflung und Ohnmacht, nicht helfen zu können, zerran an Nerven und Gesundheit.

Habe ich recht, bin ich zu taub, wenn ich nur schwer die Bejahung des Lebens, dieses Lebens, über die Lippen bringe?

